

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

52 (1.3.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 16

Für unsere Frauen.

Die Frau im Haus und Beruf.

Ausstellung im Berliner Zoologischen Garten.

In den Ausstellungshallen des Berliner Zoologischen Gartens ist jetzt eine eigenartige Ausstellung zu sehen, eigenartig dadurch, daß sie nur von Frauen bürgerlicher Vereine haben als Organisatoren und Aussteller an dem Zustandekommen der Ausstellung gearbeitet. Die Tätigkeit der Frau im Haus und im Beruf ist gleichmäßig und als zwei gleichwertige Gebiete berücksichtigt worden. Hier in dieser Ausstellung erkennt man deutlich, wie sehr die bürgerlichen Frauen zu einander gehören, wiewohl Arbeits- und Berufsgebiete sie sich auch zuzählen, und daß eine ganze Welt die bürgerliche Frauenbewegung von dem proletarischen Befreiungskampf trennt.

Die Ausstellung bietet, sowie man eine der zwei großen Hallen, in denen sie aufgebaut ist, betritt, ein farbenprächtiges reiches Bild, das aber verwirrend wirkt. Schon auf den ersten Blick fällt das Durcheinander der vielen verschiedenen Gegenstände auf; man überblickt Aufbauten mit Blumen, Geschirr, Kleibern, Schmuckstücken usw. Die streng logische Gliederung fehlt, allerdings hätte man sonst auf viel Wertvolleres verzichten müssen. Erst bei eingehender Besichtigung kann man den einzelnen Gegenständen gerecht werden und den ungeheuren Fleiß erkennen, der in der Arbeit dieser Ausstellung steckt. Die Ausstellung besteht aus vier Abteilungen: 1. Die Frau im Haus, 2. Die Frau im Beruf, 3. Die Frau im Vereinsleben, 4. Die Frau in persönlichen und öffentlichen Interessen. Die einzelnen Abteilungen sind nicht allzugut gegliedert, was die Uebersicht sehr hindert.

Die 1. Abteilung enthält 8 Gruppen, die die Tätigkeit der Frau im Hause schildern — einerseits als Hausfrau, zum anderen als Hausangestellte — und die auch die berufliche Ausbildung der Hausfrau umfassen. Ueberhaupt greift diese Abteilung stark in das berufliche Gebiet über, indem sie uns durch die drei Wohnungen, die hier ausgestellt sind, schon die Frauen als Architekten, als Kunstgewerbetlerinnen zeigt. Eine elegante, eine Mittelstands- und eine Arbeiterwohnung sind ausgestellt. Die elegante Wohnung zeigt luxuriöse Räume im modernen Geschmack, es ist eine sogenannte „Kulturwohnung“ für Kapitalisten. Besondere Beachtung verdienen hier das Schlafzimmer und das Kinderzimmer. Das Schlafzimmer, weil es eine eigene, persönliche Note in diese Flucht von prächtig ausgestatteten, aber unpersonlichen Räumen bringt. Es zeigt weiße, geschwungene Möbel, das Bett erhöht auf einer Empore stehend. Im Kinderzimmer sehen wir sehr praktische, entzückend ausgeführte Möbel und eine Fülle von Spielsachen; allerdings werden diese Möbel und Spielsachen nur den wenigsten Kindern zuteil, Proletarierkinder können sie nur von weitem im Schaufenster betrachten.

Die bürgerliche Wohnung ist mit der Haushaltungsschule verbunden. Diese Wohnung ist recht hübsch entworfen und ausgestattet, jeder Raum zweckmäßig und mit einer rechten Behaglichkeit verziert. Solch eine Wohnung wird sich jede Familie wünschen, doch wenn man aus dem Kostenanschlag erfieht, daß die Ausstattung dieser Zimmer 8000 Mk. gekostet hat, dann weiß man, daß solche Räume heutzutage nur für eine kleine Minderheit bewohnbar sind!

Die Arbeiterwohnung besteht aus zwei kleinen Räumen: Wohnküche und Schlafzimmer. Die Möbel sind einfach und zweckmäßig, dadurch schön, aber für Arbeiter noch keineswegs billig genug. Die Möbel kosten an 700 Mark, wenn dazu noch die Summen für Ausstattung der Betten, für Wäsche, Gardinen, Geschirr kommen, so ist damit ein Betrag erreicht, den wenige Arbeiter aufbringen können. Auch sonst ist die Wohnung nicht recht glücklich. Für zwei Leute ist der Platz bei bescheidenen Ansprüchen noch ausreichend, aber für eine kinderreiche Familie ist der Raum auch in dieser Musterarbeiterwohnung gewiß noch zu eng. Auch das Zusammenlegen von Wohnzimmer und Küche ist nicht recht günstig getroffen. Man hat schon recht hübsche Wohnküchen in verschiedenen Ausstellungen und in der Praxis gesehen. Hier ist die Wohnküche kein einheit-

licher Raum, es sind nur Wohnzimmer- und Küchenmöbel in einen Raum gestellt, die eine Seite ist eben ein Wohnzimmer, die andere Seite eine Küche ohne jegliche Verbindung.

Der Verband zur Hebung hauswirtschaftlicher Frauenbildung hat die Räume einer vollständigen Haushaltungsschule ausgestellt. Die einzelnen Räume zeigen mit ihrer praktischen, hygienischen Einrichtung den genauen Lehrgang des Haushaltungsunterrichts. Es wäre gewiß wünschenswert, daß jedes junge Mädchen diesen Kursus durchmacht, bevor sie heiratet. Leider ist es im Proletariat unmöglich, da Zeit und Geld hierfür fehlen. Die Haushaltungsschule gliedert sich in folgende Räume: Küche, Abwaschraum, Speisekammer, Plätzraum, Waschküche, Raum für Hausarbeit, Aufenthaltsraum für Lehrerinnen und Schülerinnen, Krankenzimmer, Nähzimmer, Schneiderzimmer. Erweitert wird die Ausstellung der Haushaltungsschule durch verschiedene Räume, die unter dem Namen: Die Frau im hauswirtschaftlichen Großbetrieb, zusammengefaßt sind. In diesen Räumen sollen alle Arten von Hilfsmitteln vorgeführt werden, die der Technik für die hauswirtschaftlichen Großbetriebe erfunden hat.

Die Gaslehrküche, ein Raum in dieser Ausstellung, in dem von morgens bis abends gekocht und gebraten wird, ist stets dicht belagert. Angenehme Düfte dringen heraus und treten wir ein, so sehen wir, wie die köstlichen Sachen appetitlich zubereitet werden. Geflügel, Braten, Fische, Gemüse, alles wird auf Gasherden fertiggestellt; allerdings auf Gasherden, die eine Arbeiterfrau sich nie anschaffen kann. Wohl aber bereiten schon heute viele Frauen ihr Mittagessen auf kleinen zwei- oder vierflämmigen Gasherden, und bei vorsichtigem, sparsamen Verbrauch ist das Kochen auf Gas keine große Mehrbelastung gegenüber dem Kochen auf Kohle. Sicher aber ist es eine große Bequemlichkeit und dafür ist die Einrichtung und die Einführung des Kochens auf Gas, freudig zu begrüßen; es sollte von den Kommunen durch billige Abgabe von Kochgas gefördert werden.

Die folgende Gaslehrküche für Frauen aus dem Kolle bezweckt, den Frauen der Arbeiterkreise Unterweisung in der Handhabung der modernen Gasapparate sowie im Kochen selbst zu geben. Der Name des Raumes erscheint jedoch etwas deplaciert, da in diese Ausstellung mit dem hohen Eintrittspreis kaum genug Arbeiterfrauen erscheinen dürften; diese Gaslehrküche wird daher dem Volke keine neue Kochkunst geben können.

Interessant sind auch die Räume für Schulspeisung, die Krankenküche und die Volksschulküche. Besondere Beachtung in dieser Abteilung verdient die alkoholfreie Gaststube, die wirklich anheimelnd und sehr behaglich ist und nichts mehr von den üblichen Restaurationsräumen an sich hat. Originelle Möbel, hübsch gedeckte Tische vervollkommen den Eindruck einer höchst gemühtlichen, anheimelnden Bauernstube. Auch durch Vorführung eines Kaffeewagens im Betrieb wird die Betätigung gegen den Mißbrauch des Alkohols den Besuchern der Ausstellung vor Augen geführt.

Im weiteren sollen die anderen Abteilungen der Ausstellung betrachtet werden.

Kleine Nachrichten.

Eine rühmliche Dankefestat. Die Elementarlehrerin Miß Grace Strachan, Präsidentin des Lehrerinnenverbandes für Gleichstellung der weiblichen Lehrkräfte mit den männlichen, hat nach langen mühseligen und erbitterten Kämpfen es dahin gebracht, daß die Lehrerinnen der Elementarschulen in New York dem Lehrer gehalten vollkommen gleichgestellt werden. Da die Zahl der weiblichen Lehrkräfte in den Vereinigten Staaten eine bedeutend größere ist, als die der männlichen, so scheiterte das Verlangen nach Gleichstellung immer an dem Widerstand der Kommunen, die sich hinter der Ausrede: wir können nicht! verschanzten. Wenn dieser Widerstand nun doch gebrochen wurde, so kann man sich die Anstrengungen der Gleichstellungsvorkämpferin vorstellen. Zum Dank haben nun sämtliche Lehrerinnen New Yorks beschlossen, der Miß Strachan ihre erste Monatszulage nach der Neuordnung zu überweisen, um ihr eine Miksigist zu stiften. Dadurch erhält sie die Summe von einer Million Mark.

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Nr. 16. Karlsruhe, Freitag den 1. März 1912. 32. Jahrgang.

Inhalt der Nr. 16:
Moderne Barbaren. — Der Dichter des Schwarzwaldes.
— Eine Kulturbewegung. — Allerlei. — Literatur. — Für unsere Frauen.

„Moderne Barbaren“.

Von Karl Hendell.
Wir sind die „modernen Barbaren“,
Wir rüden Mann für Mann
In unüberwindlichen Scharen,
In schwellenden Scharen heran.
Wir kommen mit Hammer und Meißel,
Wir kommen mit Leiter und Buch
Wider der Menschheit Geißel,
Wider den goldenen Fluch.

Wir sind die „modernen Vandalen“,
Wir wandeln wuchtig und schwer
In eisenbeschlagenen Sandalen
Die Fährde der Zukunft daher.
Wir schreiten mit dröhnendem Schritte
Durch die goldenen Tore der Zeit,
Wir wandeln Ordnung und Sitze,
Gesetz und Gerechtigkeit.

Wo wir kommen, zischen die Bogen
Einer untergehenden Welt;
Wo wir kommen, werden im Bogen
Die Himmel des Lebens erschellt.
Es zittert und seufzt durch die Weiten
Der verwahrloste öden Kultur,
Es donnert und blüht, wo wir schreiten,
Und Befruchtung dampft uns're Spur.

Wir sind die Barbaren der Milde,
Wir sind die Vandalen des Rechts,
Wir führen die Freiheit im Schilde,
Die Freiheit des Menschengeschlechts.
Wir sind die „modernen Barbaren“
Moderne Barbaren? O, nein!
Wir wollen die roten Sparen,
Spuren der Menschheit sein!

Der Dichter des Schwarzwaldes.

Zum 100. Geburtstag Berthold Auerbachs.
(28. Februar 1912.)

Ein Mann, an dessen Lebenswerk sich unsere Väter mit aufrichtiger Begeisterung ergötzen, an dessen Grabe 1892 zwei Minister als Vertreter zweier Regierungen Kränze der Dankbarkeit niedergelegt haben, soll heute aus dem verwunschene Schlosse der Literaturgeschichte wieder in die helle Erinnerung lebendiger Herzen zurückgerufen werden, aus denen ihn der Wechsel des Zeitgeschmades verdrängt hat.

Berthold Auerbach wurde am 28. Februar 1812 in dem Dörfchen Nordsteden bei Horb im württembergischen Schwarzwald als Sohn eines jüdischen Hausierers geboren. Zum Studium der jüdischen Theologie bestimmt, sattelte der junge Student schon im ersten Semester um und wurde Jurist, bis ihn im Jahre 1837 die Verfolgungen der Burschenschaften aus seinen Studien herausrißen und ihn für einige Monate auf den Hohenasperg verbannten. Seine ersten Werke sind früh und unter dem Drucke äußerer Not entstanden. Seine philosophische Natur wandte sich immer entschiedener Spinoza zu, dessen Philosophie er sein ganzes Leben hindurch stets von neuem erlebte. Sie ließ auch sein erstes bedeutendes Erzeugnis, den Gelehrtenroman „Spinoza“ entstehen. Das Judentum, das mit Heinrich Heine in die deutsche Literatur eingetreten war, prägte sich bei ihm aggressiv aus. Sein

zweiter Roman „Dichter und Kaufmann“, sowie seine Flug-schrift „Das Judentum und die neueste Literatur“ nahmen zu der jüdischen Frage in Deutschland Stellung. 1843 endlich, mit der Hingabe seiner empfindsamen Natur an die Erinnerungen seines Heimatortes verknüpft, schreibt er seine „Schwarzwälder Dorfgeschichten“, durch die er zum literarischen Haupt der süddeutschen Künstler wurde. Diese „Dorfgeschichten“ haben den Typus der Bauernnovelle geschaffen. Sie sind das bleibende in Auerbachs Werk. Anekdoten des ländlichen Lebens, Querschnitte in die Existenz der „einfachen Leute“, Bilder und Konflikte aus dem Seelenleben natürlicher Menschen, sind diese Geschichten in allen Farben der Erzählerkunst geschaffen, vom „Tollpatsch“ und dem „Befehlertes“ bis zu dem seinem eigenen Leben nachgebildeten kleinen Roman von „Bo der Hajele“, von dem Volksschullehrer „Lauterbacher“ bis zu der düsteren Novelle „Lehnhold.“ Und in derselben Sammlung findet sich das höchste Meisterwerk, das Auerbachs Feder entstammt: „Diethelm von Buchenberg“, ein Seelengemälde von erschütternder Größe, eine Schilderung beladenen Bewusstseins und qualvoller, zu furchtbarem Befremnis drängender Neue. Durch diese Geschichte ist Auerbach schnell zu dem gefeiertsten Romankisten Deutschlands emporgestiegen. Seine „menschenfreundige“, redselige Natur machte ihn zum Mittelpunkt geistig angeregter Kreise. Er wurde zur Brücke zwischen der Literatur und den Höfen, zwischen den einzelnen Größen der Literatur, wie Gottfried Keller und Fritz Reuter, und dem großen Kreise von Tageschriftstellern und Künstlern. Und endlich machte er sich zum Verkünder der Bildung für das Volk, indem er seinen Volkstalesender „Der Gebattersmann“ herausgab.

Nach einer kurzen, 1847 geschlossenen Ehe blieb er als Witwer zurück, um ein gut Teil seiner Lebensfreude ärmer. Er ging nach Wien, ohne jedoch an den politischen Ereignissen des großen Jahres teilzunehmen. In solcher getrüben Stimmung hat er Heibel gesprochen und enttäuscht. Aber seine im Grunde heitere Anlage brachte ihn der sonnigen Lebensauffassung zurück, für die er die herrlichen Worte fand: „Alles Lebende erscheint mir immer so neu als heilig“. Er heiratet wieder und lebt nun in regem Verkehr mit Künstlern und Hofleuten in Dresden, später in Berlin und Stuttgart. Sein reiches Leben, über das nur im Alter die antimilitärische Bewegung schmerzliche Schatten warf, fand auf einer Reise in Cannes ein jähes Ende. Unter großen Schmerzen wurde seine Leiche in seiner Heimat Nordsteden beigesetzt.

Das Redefähige und Wortfrohe seines Lebens hat ihn von den schönen Dorfgeschichten auf das Gebiet des Romanes gelockt. Der philosophische Grundgehalt seiner Kunst ließ ihn Erziehungsromane in Goethes Sinn schreiben: einfache, großzügige Handlung, breite und personreiche Kulturschilderung und zwischen allem Skizzenhaften der Versuch einheitlicher, geradliniger, psychologischer Seelenentwicklung. Am schönsten hat er sein erhabenes Wollen 1815 in dem Roman „Auf der Höhe“ zur Verwirklichung gebracht, indem er ein Zeitbild gibt voll schreiender Gegensätze, aber geehrt und verehrt in der still-fremdlichen Art seiner spinozistischen Weltanschauung. Der Wunsch, zeitgemäß zu sein, ließ noch den nächsten großen Roman: „Das Landhaus am Rhein“ entstehen, in dem, nach einer seiner Lieblingsideen, eine starke, vierköpfige Familie, um neues Glück zu bauen, nach Amerika auswandert. Ueberall ist Technik und Stil bewunderungswürdig; nur das Kolorit ist nicht immer gleich gelungen und oft, besonders in dem 1874 erschienenen „Waldfried“, einer Familiengeschichte, ganz mißglückt.

Neben der Schöpfung dieser Romane ist Auerbach niemals seinem Genre, der Dorfgeschichte, untreu geworden. Nach dem berechtigten Mißerfolge seiner Dramen (besonders „Andreas Hofer“) kehrte er schon 1856 zu der Bauernnovelle zurück und schrieb sein berühmtes „Bar-

... fische". Das Jhyllische dieser Kunst, das man heute so oft mit dem Worte „Süßlichkeit“ abtun will, war keine Manier, nicht einmal künstlerisches Grunderlebnis, sondern rein menschliches, harmonisches Sich-Eins-Fühlen mit der Geselligkeit der Existenz, zufriedenes Weltempfinden, das unmittelbaren Ausdruck fand. Seine „mündliche Natur“ brachte das Wort und machte das Wort zu einer bequemen und anmutigen Fahrgelegenheit auf allen Straßen des Lebens. Man hat sich entwöhnt, das Leben unter diesem Gesichtspunkte anzusehen. Aber ehrlich zum mindesten und aus innen heraus gekommen war dieser weltfrohe, menschenliebende, damals neue Kunstgeist. Diese Blaue Luft, die ihm so recht von Herzen kam, machte Auerbach auch da noch angenehm, wo er auf falscher Grundlage falsche Verhältnisse falsch ansah, wie in der „Frau Professorin“. Der berühmte Kollaborator, dem der alternde Dichter seine Marimen und Gedanken in den Mund legt, ist ganz der gleiche wie der dichtende Kreis, selbst der in Stuttgart die „Deutschen Abende“ abhielt, und der in seiner Sammlung „Zur guten Stunde“ noch der Kollaborator deutscher Einigkeit wurde, indem er für den Anschluß Süddeutschlands an Preußen Begeisterung zu erwecken ver suchte.

So ist sein Leben so recht die Verwirklichung der Zeitsehnsucht nach frischer tätiger Wirksamkeit gewesen. Angreifend und beschließend, ist er geliebt und geliebt, ein glücklicher und sonniger Mann, durch die trübe, großen Einzelleistungen so abholde Zeit gegangen, hat gegen Nebel, für Angenruher gesucht, und mit viel Ungeheuerlichkeit, aber mit noch mehr Mut und trotzigem Selbstbewußtsein seinen ihm ergebenen Kreis von Freunden und Mitarbeitern gelenkt. Das Gepräge seiner Natur ist gesprächige Freundlichkeit, maßlose Beweglichkeit und frische, natürliche Güte. Er sprach mit Allen, auch mit seinen eigenen Gestalten, er stand stets mitten darin und niemals darüber. Deshalb haben ihn die Mitlebenden geliebt, während wir nur durch Erinnerungen an Jugendbücher und an Erzählungen unserer Väter an ihn gemahnt und mit kindlich nachtragendem Dank erfüllt werden. Denn er hat seiner Zeit genug getan und — neben dem größten Teile seines umfangreichen Lebenswerkes — ein paar kleine Schöpfungen hinterlassen, die ihn für lange Zeit überleben werden, wenn auch nur eine einzige unsterblich sein dürfte: „Die Helm von Buchenberg“.

Eine Kulturbewegung.

Von Ernst Schimek.

Kulturfragen werden noch viele zu lösen sein! Wenn auch vielfach in zu prahlerischer Weise von der großen Bildung und dem allseitigen hohen Fortschritt der heutigen Menschheit geredet wird, so steht für den, der die Welt beeinflusst mit etwas kritischem Blicke mustert, fest, daß noch sehr, sehr vieles mangelt, ja, daß gerade solche Kulturfragen, die eigentlich den Baugrund zu jeder energiegelichen und schönen Hervollkommnung des Weltbetriebes bilden würden, und am ehesten hätten berücksichtigt werden müssen, am wenigsten Beachtung fanden.

Als höchstes Ziel kann eigentlich nur das gelten, die ganze Menschheit brüderlich vereint, einen für alle, alle für einen wirken und streben zu sehen. Würde dieser einfache Grundgedanke allgemein volle Anerkennung finden, täten alle nach diesem schongeistigen, rein und wahr menschlichen Prinzip handeln, wäre der erste Schritt zu wirklich großzügigem, idealem Kulturfortschritt gegeben. Einmal, das hoffen und erstreben wir ja schon längst, wird die Welt zur Einsicht ihrer Pflicht und dessen kommen, aus welchem sie ihr eigenes Glück aufbaut. Aber sehr viele Vorarbeiten werden noch zu vollenden sein, erst muß die schöne Frucht gedeihen, um dann wendend und segensreich zu wirken.

Das genannte Endziel setzt vor allem natürlich auch voraus, daß die verschiedenen Völker sich gegenseitig immer näher treten. Es ist klar, daß, je mehr internationaler Freundschaftlicher Verständigung herrscht, sich desto eher und leichter auch die verschiedenen Spannungen ausgleichen, am vernünftigen, weitestgehenden Gedanken Raum zu geben.

Sie bildet der zum Teil unverständlich dünnlich gepflegte Nationalstolz ein großes, wenn auch nicht unüberbrückbares Gemmis. Wir lieben unser Heimatland, das unserm Weib, unsern Kindern und uns selbst eine traute Stätte ist, wir achten aber die Heimat anderer Nationen ebenso, und wollen alle glücklich wissen. Unbefürchtet jeder Gefahr sollen sie wirken können wie wir, was aber durch die derzeitigen Verhältnisse nicht, sondern nur durch die angeführten garantiert wird.

Ein äußerst heftig wirkender Gemmischuß entgegen internationalem Nähertraten liegt, leider wird es noch nicht vollwichtig eingesehen, in der großen Verschiedenheit der Sprachen. Es erübrigt sich, dies die zu unterstreichen, denn nach einiger Ueberlegung wird jeder sagen müssen, daß bei der bestehenden Sprachverschiedenheit es tatsächlich unmöglich ist, die ganze Menschheit tiefgeitig einander näher zu bringen.

Welcher Weg könnte solche Schwierigkeiten beseitigen? Ein einziger nur: Die Einführung einer internationalen Hilfssprache. Die Nationalsprachen werden dadurch nicht im mindesten angetastet. Jeder wird sich vorstellen können, welche hohen Umschwung in unsere gesamten internationalen Verhältnisse käme, wenn eine Sprache vorhanden wäre, die von allen Nationen ohne Ausnahme vortrefflich geschrieben und gesprochen würde. Aber so ideal diese Bestrebung ist, dennoch wird sie, nach alter Gewohnheit, Zweckdienliches nicht anzuerkennen, viel zu wenig, wie schon erwähnt, beachtet und unterstützt. Zu Anfang der Welthilfssprachbewegung waren viele der Ansicht, man könne eine der lebenden Sprachen als Hilfssprache anerkennen und einführen, was aber aus verschiedenen Gründen unmöglich ist. Die geeignete Sprache muß vor allem für alle Völker gleich leicht zu erlernen, zu schreiben, und zu sprechen sein. Diese Schwierigkeit wurde beseitigt durch Schaffung einer künstlich, anforderungsgerecht aufgebauten Sprache, dem sogenannten „Esperanto“, das von verschiedenen Sprachgelehrten als für den Zweck sehr geeignet anerkannt wurde. Dem Esperanto*) sind verschiedene andere Hilfssprachprojekte vorausgegangen, die aber infolge mancher Mängel keinen Boden fassen konnten. Mit dem Wesen und der derzeitigen Verbreitung der internationalen Hilfssprache will ich mich in diesem Aufsatze nicht befassen.

Durch verschiedene Notizen wurden die Leser schon darauf aufmerksam gemacht, daß die Anerkennung immer größere Flächen einreißt und nur die steife Haltung der verschiedenen Regierungen und maßgebenden Behörden schuld daran hat, daß die Hilfssprache ihre volle Bedeutung noch nicht erreichen konnte, was erst dann eintreten kann, wenn diese Sprache in allen Schulen als Pflichtunterricht und internationaler Schriftenaustausch nur noch durch sie besorgt wird.

Mögen diese Zeilen dazu beitragen, die verschiedentlich in Arbeiterkreisen herrschenden Anschauungen über eine internationale Hilfssprache richtig zu stellen, und die Bedeutung einer solchen vom idealen, schongeistigen Standpunkte aus zu beleuchten.

Daß natürlich auch für Handel und Verkehr materielle Vorteile aus der Einführung einer solchen entstehen, ist leicht zu verstehen.

*) Esperanto ist das Resultat 12jähriger Arbeit des russischen Dr. Zamenhofs.

Allerlei.

Amerikanische Telefonschmerzen. Auch in Amerika gibt es Telefonteilnehmer, die gleich ihren europäischen Kollegen mit der Fernsprechnung und ihrer Verwaltung manche schmerzliche Erfahrungen erleben, wenn auch die Telefonverhältnisse in New-York, Chicago und in den Großstädten der Union dem europäischen Fernsprecherdienst im allgemeinen weit voran sind. Eine lustige Schilderung ihrer bitteren Erfahrungen mit dem New Yorker Telefon gibt eine in Amerika lebende Engländerin, Mary Mortimer Maxwell in einem Londoner Blatte. „Ich mietete mir eine Wohnung in einem jener schönen, modernen, bequemen amerikanischen Mietshäuser, und bevor ich eingog,

bestellte ich mir natürlich ein Telefon. Die Gesellschaft beauftragte mich den Auftrag, „binnen zehn Tagen“ werde das Instrument aufgestellt sein. Drei Tage später kam ich ins Haus, um noch ein paar Tapeten auszuwählen, das Telefon stand schon da und war gebrauchsfertig. Es war dem Amt „Verant“ angehängt und hatte die schöne wenn auch nicht alltägliche Nummer 0 079 810 821 erhalten. Natürlich ließ ich auf meine neuen Briefbogen und Visitenkarten die schöne Bezeichnung „Telephon Nr. 0 079 810 821 Verant“ aufdrucken. Und nun meinen Freunden binnen die Nummer auch mündlich verraten zu können, lernte ich im Verlaufe von einigen Tagen in rastloser Arbeit die Ziffer meinem Gedächtnis einprägen, was nicht einfach war, da ich nun einmal ein schlechtes Zahlengedächtnis habe. Aber es ging. Einen schönen Morgens: drei Wochen waren verstrichen, klingelt der Apparat. „Hallo, sind Sie 0 079 810 821 Verant?“ fragt eine angenehme amerikanische Frauenstimme. „Jawohl.“ „Von morgen ab sind Sie 54 000 826 000 Stubbeant.“ „Nein,“ schrie ich entsetzt, „ich will nicht 54 000 826 000 Stubbeant sein. Ich kann es einfach nicht behalten, ich will nicht.“ „Ich habe mit Mühe und Not 0 079 810 821 Verant gelernt!“ „Ich bedauere sehr, aber wir müssen Ihre Nummer ändern. . . . Zahllose neue Abonnenten. . . Wir mußten Sie einem andern Zentralamt anschließen. Also von morgen ab 54 000 826 000 Stubbeant, nicht vergessen bitte.“ Ich schrieb die neue Nummer auf mein Telefon, ich ging zum Drucker und ließ das Glöck für meine Briefbogen und meine Visitenkarten ändern und glaubte nun, für den Rest meines New Yorker Aufenthalts Ruhe zu haben. Ich kaufte mir auch ein Buch über Gedächtnis Kunst, um die neue Zahl zu lernen und nach sechs Wochen war ich imstande, die Nummer vollkommen fließend und ohne anzustrengen herzusagen. Da, eines schönen Sonntagmorgens, ich wollte in meinem reizenden neuen Kleide gerade zur Kirchenparade in der fünften Avenue, da klingelt es wieder. „Hallo! 54 000 826 000 Stubbeant?“ „Jawohl, was ist los?“ „Ich klingel nur an, um Ihnen schon heute mitzuteilen, von Dienstag ab sind Sie 79 Grammerch!“ Ich wurde maßlos wütend. „Wie können Sie sich unterziehen, wie können Sie sich unterziehen! Ich will nicht 79 Grammerch sein. Ich will 54 000 826 000 Stubbeant bleiben, und wenn ich daran sterben sollte.“ „Bedauere. . . . Eine Aenderung unvermeidlich. . . . Ausdehnung des Netzes. . . . Tausende von neuen Abonnenten Fortschritt. . . . Bitte merken, von Dienstag ab 79 Grammerch.“ Ich schrieb an die Gesellschaft, ich schilderte die Unkosten, die mir erwüchsen, die Unbequemlichkeit, ich verlangte wenigstens die Gewißheit, jetzt endgültig und ungestört meinerwegen 79 Grammerch zu sein aber auch zu bleiben. Und man antwortete mir, man bedauere, man könne nicht garantieren, und ein hoher Beamter der Gesellschaft erinnerte mich daran, daß jeder Wechsel einen Fortschritt in sich schließe. Ich schrieb künftig die Telefonnummer mühsam mit der Hand auf die Briefbogen und entwickelte mich in den nächsten Monaten über „900 Morning Side“, „20 000 Broad“, „678 543 921 184 Morning“, schließlich zu 99 002 dreihundzwanzigste Straße.“

Eine Sprache, die niemand richtig schreiben kann. Unsere Rechtschreibung ist ein Kompromiß schlimmer Art, das ebenso viele Ausnahmen wie Regeln hat und von niemandem wirklich beherrscht wird. Interessante Versuche, die dies schlagend bewiesen, wurden, wie die „Breslauer Zeitung“ berichtet, im dortigen Bunde für Schulreform unternommen. Der Referent hatte ein schwieriges Diktat, das einem der für die Hand des Lehrers bestimmten Übungsbücher entnommen war, zunächst selbst geschrieben und immerhin noch 5 Fehler gemacht. Schlimmer gestaltete sich die Sache, als er die gleiche Übung mit Erlaubnis eines Professors einem von diesem geleiteten Kursus von Kollegen diktierte. Die Herren machten 4—22 Fehler; der Durchschnitt ergab 13 Fehler. Acht Frauen mit höherer Mädchenschulbildung, die dann folgten, lieferten Arbeiten mit 13—30 Fehlern (im Durchschnitt 24); zehn Mademittel, darunter Dozenten der Universität, machten 14—30 (durchschnittlich 24½) Fehler. In den Arbeiten einer Anzahl studierender Damen fanden sich 12—21, durchschnittlich 16 Fehler; gleichzeitig schreibende Studenten lieferten 14—32, durchschnittlich 21 Fehler. Der einzige Oberlehrer, der das Experiment mitmachte, gab eine Arbeit mit 18 Fehlern ab. Kurzum, die meisten Arbeiten verdienen die Schulzensur „Ungeübt“.

Der Leiter der Versammlung, Stadtschulrat Haas, erklärte, daß er kowfshüttelnd das Diktat gehört habe. Er hätte sicher

50 Fehler darin gemacht. Für sich selbst nehme er das Recht in Anspruch, das Wort, dessen rechte Schreibweise er nicht weiß, zu schreiben, wie es ihm gefällt. Sei dies dem Erwachsenen erlaubt, so sollten den Kindern nicht erst solche Fallen gestellt werden. Schon jetzt sollte man bei Beurteilung der Arbeiter derartige Fehler nicht anrechnen und bei der Aufnahmeprüfungen mehr auf Begabung, als auf Rechtschreibung sehen. Dem pflichtete Professor William Stern bei, der sich selbst als den Professor bekannt, dessen Arbeit 23 Fehler aufgemessen habe. Im übrigen warnte er davor, sich etwa nimmermehr auf das phonetische (lautgemäße) Prinzip zu verlassen, da dies wegen der vielen Dialekte einen Verzicht auf den großen Vorteil der einheitlichen gemeinsamen Orthographie für das ganze deutsche Sprachgebiet bedeute. Eine grundlegende Reform erwartet er erst für die Kindeskinder, Vereinfachungen aber, wie z. B. die Anwendung des großen Anfangsbuchstabens nur am Anfang des Satzes und bei Eigennamen, meinte er, seien schon jetzt durchführbar.

Gegner des Krieges. Daß auch von unserer Hausbibliothek Presse und von Kurrapatrioten als Kriegshelden gefeierte Männer, den Krieg verabscheuten, beweisen einige Ausprüche von solchen. So rühmt das Wort: „Ich betrachte auch einen siegreichen Krieg an sich immer als ein Uebel, welcher die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß vom „e i s e r n e n K a n z l e r“ her, der freilich mit der Tat nicht vollbrachte, was sein Wunsch ihn aussprechen ließ. Fast gleich klingt M o l l e r s Anspruch, der sagt: „Der siegreichste Krieg ist ein Unglück, nicht bloß für den Besiegten, sondern auch für den Sieger. Napoleon I., der kriegsgewaltigste, sagt 1812: Was ist Krieg? Ein barbarisches Handwerk, dessen ganze Kunst darin besteht, an einem gegebenen Punkt der Stärkste zu sein.“

Diesen drei Soldatenaussprüchen wollen wir den eines Friedensmannes anreihen, der behauptet, „es läge der große Triumph der Zivilisation darin, daß der geschickliche Schiedspruch anstelle der grausamen, rohen Waffengewalt tritt.“

Der so spricht, war kein geringerer als Lord Salisbury.

Literatur.

(Alle hier verzeichneten und besprochenen Bücher und Zeitschriften können von der „Volksfreund“-Buchhandlung bezogen werden.)

Wiener März-Zeitung. Nicht nur der Erinnerung an die glorreichen Märztage ist die Gedächtniszeit gewidmet, die für den März 1912 die Wiener Volksbuchhandlung verlegt, auch dem Gedanken an Ferdinand Lassalle Arbeiteragitation ist diese Märzzeitung bestimmt. Im Frühjahr 1912 wird ein halbes Jahrhundert vollendet sein, seitdem Ferdinand Lassalle in Berlin den Kampf aufgenommen hat für die Fortbewegung der Arbeiterklasse, seitdem er den Gegensatz gegen die bürgerliche Ordnung und gegen die bürgerlichen Parteien klar gestellt hat. Mit einem trefflichen Gedicht Ruitpold Sterns, der eine Szene aus der Berliner Revolution poetisch schildert, beginnt die Märzzeitung. Dann wird Lassalle geschildert und in Bildern uns vorgeführt, der junge Lassalle von Oskar Trebitsch, während Karl Renner zum Gedächtnis von Lassalles erstem Kampfruf an die Berliner Arbeiterklasse einen überaus bedeutsamen Aufsatz beigezeichnet hat. Aus dem Berliner Kladderadatsch des Jahres 1848 bringt die Märzzeitung in Wort und Bild einige Beiträge, die vor allem für die Geschichte der Wiener Revolution von Wichtigkeit und Interesse sind. Mit einem Wibe des toten Lassalle schließt dieser Teil der Märzzeitung. Dem Kampf um die Pressefreiheit in Oesterreich widmet Otto Wittner einen sehr auffällenden Beitrag, dem ein ganzseitiges Bild gewidmet ist: Die Auserkennung der Presse und das Begräbnis der Zensur, das mit außerordentlich viel Humor die Ueberwindung der Zensur und die leider nur zu bald geäußerten Hoffnungen auf die Pressefreiheit darstellt. Von 12 zeitgenössischen Bildern begleitet ist der Spaziergang Karl Högers durch die historischen Stätten der großen Wiener Revolution. Max Adler erinnert uns in der der Revolution vom Jahre 1848 gewidmeten Festschrift an die Toten vom September 1911, deren Grab uns in einer trefflichen Wiedergabe als besondere Beilage zur Märzzeitung geboten wird. So reißt sich die neueste März-Zeitung würdig ihren Vorgängern an, sie wird sicherlich mit der größten Genugthuung gelesen werden, sie wird Aufklärung verbreiten und Anregung schaffen beim kampffrohen Proletariat unserer Tage.